NZZ 25.04.2020

Die Mission des Nashorns auf dem Zürichberg: Was der Zoo uns mit der künstlichen Savanne sagen will

Einst standen wir im Zoo vor dem Käfig, in dem der Tiger hin und her trottete. Er war immer da. Die animalischen Ausdünstungen sogen wir ein in einer Mischung aus Ekel und Faszination, das Brüllen fuhr uns durch Mark und Bein. Zu Hause aber liessen wir uns von der Fernsehserie «Daktari» in den fernen Busch entführen, ehe wir im Gitterbettchen wie im Käfig lagen und im Traum in wilde Urwaldabenteuer abtauchten.

Keine Sträflinge mehr

Das war vor 40, 50 Jahren. Heute sind Gitterbettchen vielleicht verpönt, enge Raubtierkäfige noch mehr (ausser vielleicht in Privatzoos wie jenem in Oklahoma, der zurzeit in der Netflix-Serie «Tiger King» das Publikum in den Bann zieht). Frei leben die Zootiere noch immer nicht, aber doch weniger wie Sträflinge. In der Masoala-Halle des Zoos Zürich etwa spazieren wir durch einen Regenwald samt Fauna fast ohne Gitter und Gatter, der Mensch erhält dort das Gleichgewicht aufrecht, das er in freier Natur so nachhaltig zu stören geschafft hat. Noch grosszügiger ist nun nach über zweijähriger Bauzeit das Pendant im Freien ausgefallen: Die Lewa-Savanne erstreckt sich auf 5,6 Hektaren, was einem Fünftel des gesamten Zoogeländes entspricht.

Eine überaus gekonnt angelegte Topografie macht Zäune und Gitter zwischen Besuchern und Tieren weitgehend unnötig. Der Gast nähert sich dem Aussenbereich durch eine Art Schlucht an, erreicht dann die Ebene und lässt den Blick in die Weite

schweifen, in die er sich fast selbst eingebettet fühlt. Wie in freier Wildbahn gibt es keine Garantie, dass sich das erhoffte Tier zeigt. Umso grösser ist die Überraschung und Freude, wenn man doch eine Giraffe erspäht.

Wenigstens dieser Augenblick des Entdeckens ist zu vergleichen mit der Erfahrung im Original, dem fünfhundertmal so grossen Lewa-Reservat in Kenya. Unvergesslich ist, wie ich dort von fern erstmals diesen Kran zu erkennen glaube auf einer Kuppe, auf der keine Menschenseele baut. Was sich da abzeichnet vor dem durch unüblich regenreiche Wochen genährten Grün, ist eine Giraffe aus Fleisch und Blut. Still und demütig wird, wer ein Geschöpf von solch skurriler und doch zielführender Schönheit in freier Natur entdeckt, ob von nah oder von fern, ob es nun fast reglos den Hals in eine Baumkrone reckt oder wie in Zeitlupe rennt. Wer das einmal erlebt hat, die in den Akazien lärmenden Webervögel gehört, zwei Löwenmähnen zwischen Grashalmen erspäht, ein hinter der Mutter hertrabendes Nashörnchen entdeckt, Elefantenherden im Abendlicht beobachtet, den würzigen Duft der Savanne in der berückend weiten Hügellandschaft eingesogen hat, der weiss: Das Versprechen des Zoos, uns mit seiner Adaption «ein Stück Afrika näherzubringen», ist insofern etwas hoch gegriffen.

Die riesigen Affenbrotbäume sind so wenig echt wie die Felsformationen. Die rund vierzig Bewohner indes, die sich diese Wiesengründe teilen, sind es sehr wohl. Die vier jungen Giraffen etwa, die ihrer Spezies in Zürich nach fast 60 Jahren ein Comeback bescheren, entstammen dem Europäischen Erhaltungszuchtprogramm und sind vor wenigen Wochen aus drei europäischen Tiergärten angekommen. Sie vermitteln eine Ahnung des Wunders Natur, ebenso die grossen Grevy’s-Zebras mit

ihren auffälligen Ohren, die Säbelantilopen – und die vier Breitmaulnashörner aus Tel Aviv sowieso.

Rübels Visionen

Mit dem Einzug der tonnenschweren Dickhäuter schliesst sich auch für den Zoodirektor Alex Rübel kurz vor der Pensionierung ein Kreis: Er begann einst als Praktikant beim Nashornpfleger im Basler Zolli, lange bevor er in Zürich seine Kernbotschaft aussandte: «Wir nutzen die Tiere als Botschafter für die Wildnis – mit dem Hauptziel, sie in dieser zu fördern.» Die Lewa-Anlage ist eine Essenz seiner Vision, die er 1993, als er zwei Jahre im Amt war und man in Basel eine aufsehenerregende Afrika-Anlage eröffnete, mit dem Masterplan 2020 skizzierte: doppelt so viel Platz bei etwa gleich bleibender Zahl an Grosstieren.

Die Bewohner solcher Anlagen sollen in möglichst natürlich wirkendem Lebensraum ihr Verhaltensrepertoire zeigen, statt sich auf ein paar harten Quadratmetern im Kreis zu drehen wie der müd gewordene Panther, zu dessen Schilderung sich der Dichter Rilke einst im Pariser Jardin des Plantes hat inspirieren lassen. Wie der Tiergarten Schönbrunn in Wien, der mit 241 Jahren älteste Zoo der Welt, geht jener auf eine höfische Menagerie zurück, verweist also zurück in Zeiten, da exotische Tiere als Statussymbol von Herrschern dienten. Später stillten Wandermenagerien die Sensationslust der Plebs, ehe ab der Mitte des 19. Jahrhunderts fast jede Stadt, die etwas auf sich hielt, einen Zoo eröffnete. Und da ging es nebst Ergötzung auch um Belehrung und moralische Erbauung des Volks: Als Produkt des bürgerlichen Zeitalters verfolgten Zoos von Anfang an pädagogische Zwecke. Doch gerade diesen Bildungsanspruch haben sie, auch ein Spiegel der Gesellschaft, in den letzten Jahrzehnten stark verändert.

Als der Basler Zolli vor über 150 Jahren in einem kleinen Park in Betrieb ging, war das noch eine Schau der einheimischen Fauna. Doch bald faszinierte mehr das Exotische, gelegentlich machten in den Tiergärten auch fragwürdige «Völkerschauen» halt, die klischiert das Leben fremder Ethnien inszenierten. Das nun der Lewa-Anlage zur Seite gestellte «Dörfchen» mit Schule, Flughafen, Coiffeursalon ist diesbezüglich unverdächtig, doch hatte im Zoo Zürich kurz nach seiner Gründung ein «Senegalesendorf» gastiert. 90 Jahre nach Berlin und mehr als ein halbes Jahrhundert nach Basel war die Limmatstadt 1929 nach langer Planungsgeschichte eher spät zu ihrem zoologischen Garten gekommen, den sie genossenschaftlich führte und bei der Eröffnung gleich als höchstgelegenen in ganz Europa anpries. 1800 Tiere in 280 Arten wurden präsentiert, Eisbären, Löwen, Fischotter, Zebus. Heute zählt man dreimal so viele Tiere in 370 Arten – zuzüglich 170 Angestellter und rund 1,3 Millionen Besucher im Jahr.

Haltung ohne Gitter

Vor 124 Jahren begann ein Carl Hagenbeck in dem nach ihm benannten Hamburger Tierpark gitterlose Formen der Haltung zu erproben. Rund ein halbes Jahrhundert später erlangte Rübels Vorvorgänger Heini Hediger als Begründer der Tiergartenbiologie europaweiten Ruf. Er verfasste den ersten brauchbaren Ratgeber für Gehege, in denen Tiere in möglichst natürlichen Zuchtgruppen leben könnten. Unter ihm galt das heute nicht mehr über alle Zweifel erhabene Menschenaffenhaus

in den sechziger Jahren als Prestige- und Pionierprojekt, sein Elefantenhaus, in dem man die Tiere einzeln und nachts angekettet hielt, galt noch vor 30 Jahren als das beste Europas.

Tempi passati: Bei der Elefantenhaltung hat man sich in Zürich wohl am stärksten entwickelt, unter Druck geraten auch durch Zwischenfälle in den neunziger Jahren, wobei etwa eine aggressiv gewordene Kuh getötet werden musste. Heute leben die Dickhäuter in einer sechsmal so grossen Anlage, praktiziert wird die Pflege auf Distanz, wie inzwischen etwa auch in Basel. Damit sind nicht alle Kritiker besänftigt, von denen manche die Haltung von Tieren in Zoos allgemein und von Elefanten im Besonderen ablehnen, als Machtdemonstration werten und als Entertainment auf Kosten der Freiheit von Kreaturen. Der Schweizer Tierschutz indes verleiht den hiesigen Zoos regelmässig gute Noten. Und kaum bestritten dürfte sein, dass Zürichs Zootierhaltung weltweit zu den vorbildlichen Ansätzen zählt.

Dazu gehört vermehrt eine Fütterung, die eher als Nahrungssuche aufgezogen ist, wie etwa bei den Bären, die damit täglich drei Stunden verbringen wie ihre freilebenden Artgenossen. Und auf einem ehemaligen Agrarland, das die Stadt 1930 erwarb und dem Zoo 1997 für seine Expansionspläne zuschlug, werden nun die heutigen Möglichkeiten tiergerechter Haltung ausgelotet. Hier soll auch noch ein neues Zuhause für die Gorillas entstehen, neben Lewa-Anlage, Kaeng-Krachan-Elefantenpark und Masoala-Halle. Jedes dieser drei Grossprojekte hat mindestens 50 Millionen Franken gekostet, von der Tiergarten-Gesellschaft Zürich grösstenteils über Spenden finanziert, und ist mit den namengebenden Partnerorganisationen im Naturschutz verknüpft. So manifestieren die neuen Attraktionen den angestrebten Wandel vom Kuriositätenkabinett zum Nährboden des Naturbewusstseins im städtischen Umfeld.

Zucht zur Erhaltung

«Zoo» ist kein geschützter Begriff. Und die Hunderte von Institutionen umfassende World Association of Zoos and Aquariums (WAZA), als deren Präsident Rübel von 2001 bis 2003 zu einer prägenden Figur für die Neuausrichtung der Branche wurde, musste in den letzten Jahrzehnten schon das eine oder andere schwarze Schaf ausschliessen. Doch die meisten grösseren Zoos stehen heute unter wissenschaftlicher Leitung, betreiben etwa Verhaltensforschung, schreiben sich den Artenschutz auf die Fahnen. In gegen 500 Erhaltungszuchtprogrammen wollen die rund 350 Mitglieder der europäischen Zoovereinigung gemeinsam einen genetisch gesunden Tierbestand erhalten (mit der Option einer Wiedereinführung ins Ursprungsgebiet von gefährdeten Arten). Zürich ist mit mehreren Dutzend Arten beteiligt, von den einst fast ausgerotteten Arabischen Oryx bis zu den Galapagos-Riesenschildkröten, deren Nachzucht europaweit nur hier gelungen ist.

Zudem verpflichten sich die Zoos, Naturschutzprojekte im natürlichen Lebensraum der Tiere zu unterstützen. Damit erschliessen sie sich eine neue Legitimation, und ein Vorreiter dieses Wegs war der berühmte Bernhard Grzimek: Als Direktor des Frankfurter Zoos startete er ab den fünfziger Jahren diverse Kooperationen, von der Serengeti bis zu den Galapagosinseln. Das 2008 gegründete deutsche Ozeaneum Stralsund arbeitet mit Greenpeace zusammen, die New York Zoological Society, die vier Zoos und ein Aquarium betreibt, heisst heute Wildlife Conservation Society und lässt jährlich über 100 Millionen Dollar in die Wildnis fliessen. In Europa kam dieser Bereich etwas verzögert in Schwung. Der Zoo Zürich gewährt nicht nur der Stiftung Fledermausschutz Gastrecht, sondern lässt immerhin 2 Prozent der Umsätze seiner Restaurants und Shops direkt in Naturschutzaktivitäten fliessen: Gegen 2 Millionen Franken im Jahr investiert er in acht Schutzprojekte in aller Welt, um die Tiere in ihrer ursprünglichen Umgebung zu fördern.

Am Anfang war das Nashorn

Was aber geschieht mit diesen Geldern? Mit dieser Frage im Kopf besuchen wir die seit 2013 zum Unesco-Weltnaturerbe zählende Lewa Wildlife Conservancy. Der Zoo unterstützt das vor 25 Jahren auf 250 Quadratkilometern gegründete Reservat seit dessen Anfängen. Zunächst geschah das informell, in Form von Naturalien wie Feldstechern, seit 1998 in verbindlicherer Form. Seither spendete er durchschnittlich rund 100 000 Franken im Jahr, nun wird der Austausch noch vertieft. Um die Resultate und Ziele an Ort und Stelle zusammen mit der dortigen Crew zu präsentieren, haben Alex Rübel und der profunde Lewa-Kenner Martin Bucher im Januar 2020 die NZZ und einige weitere vom Zoo eingeladene Medien durchs Schutzgebiet nördlich des Mount Kenya begleitet.

Die Lewa-Organisation trägt im Logo das Nashorn, denn mit dessen Rettung begann ihre Geschichte: Die Population war innert 10 Jahren dramatisch eingebrochen, als sich Anfang der 1980er Jahre die britische Naturschützerin Anna Merz mit dem Ehepaar Delia und David Craig zusammentat: Auf einem Bruchteil der Rinderfarm, die Delias Vater vor etwa 100 Jahren als britischer Einwanderer gegründet hatte, wurden 20 Quadratkilometer für Rhinozerosse eingezäunt. Nach anfänglichen Misserfolgen wuchs daraus nach und nach das Lewa-Reservat, gegründet 1995 von Ian Craig, dem Sohn des Bauernpaars.

Schon bald gab es Kooperationen mit amerikanischen Zoos, etwa bei der Sammelaktion «Bowling for Rhinos», früh aber auch schon eine Verbindung nach Zürich: Anna Merz kannte den 2017 verstorbenen Zoo-Betriebsleiter Fritz Bucher, dessen Sohn wie er Tierpfleger wurde und ebenfalls jahrzehntelang im Dienst des Zoos Zürich stand: Martin Bucher. Dieser hatte den Vater schon früh nach Afrika begleitet, ist Lewa heute eng verbunden und gilt als Pate dieser interkontinentalen

Kooperation. Der begnadete wie begeisternde Botschafter beider Seiten sagt bescheiden: «Ich bringe einfach Leute zusammen.» Das tat er auch mit Alex Rübel und Ian Craig, der die heute freundschaftlich anmutende Kooperation nun preist und das Modell von Zoos als Botschaftern von Naturgebieten als sehr zukunftsträchtig ansieht.

Heute leben im Reservat, nebst einem Achtel der globalen Grevy's-Zebra-Population und zahllosen anderen Wildtieren, wieder rund hundert Breit- und hundert Spitzmaulnashörner. Das ist ein Sechstel von Kenyas Bestand. In Lewa hat sich dieser allein in den letzten vier Jahren um einen Viertel erhöht, jedes Tier wird registriert und begleitet von der Geburt bis zum Tod. Das einst brennende Problem der Wilderei ist weitgehend im Griff, wenngleich der steigende Einfluss der Chinesen in der Wirtschaft des Landes den Markt für Nashornpulver mit einem Kilopreis von 25 000 Dollar wieder hat aufleben lassen. Die wirtschaftlichen Folgen der Corona-Krise allerdings lassen namentlich die Nashorn- und Elfenbein-Wilderei wieder stärker grassieren – ebenso die in Afrika wie in Asien verbreitete Praxis, Buschfleisch zu essen, wodurch zurzeit weltweit 300 Säugetierarten die Ausrottung drohen soll. Vor diesem Hintergrund der Krise hat der Zoo soeben mitgeteilt, zusammen mit einer Stiftung eine Soforthilfe von 300 000 Franken an Lewa zu sprechen.

Das Geheimnis von Lewa

Die Antiwilderereinheit von Lewa arbeitet mit drei Bluthunden und einem Helikopter, dessen vom Zoo ermöglichtes Nachtsichtgerät Kontrollflüge nach dem Eindunkeln ermöglicht. Auch der enge Einbezug der Kommunen und die entsprechende soziale Kontrolle rund ums Reservat haben die Wilderei in den letzten Jahren einzudämmen geholfen.

Weit komplexer ist allerdings die zentrale Aufgabe, den Lewa-Gedanken in der lokalen Bevölkerung zu verankern, was mindestens eine Generation lang dauern dürfte: Die Natur muss man nicht gewinnen für den Tierschutz, den Menschen durchaus. Eine Voraussetzung dafür ist eine konfliktarme Koexistenz in der von Landwirtschaft geprägten Umgebung des Reservats. Wer kaum mehr besitzt als ein paar Nutztiere, für den ist es keine Bagatelle, wenn der Leopard oder der Löwe eines reisst. Fast täglich kommen bei den Wildhütern entsprechende Meldungen herein. So gilt es, ein zurzeit noch labiles Gleichgewicht ständig auszubalancieren, was Ressourcen braucht, etwa für Zäune und Befestigungen, mit denen man die Wanderung der Elefanten kanalisiert.

Die Verantwortlichen sind indes überzeugt, dass die entscheidenden Schritte für die Akzeptanz des Projekts getan sind: «Das ist eine sehr starke Bewegung geworden, und die Bevölkerung will das jetzt», sagt der Brite Mike Watson, CEO der Lewa Wildlife Conservancy. «Das hat nur geklappt, weil wir den Leuten zeigen konnten, dass das Bewahren der Natur auch ihr Leben verbessert und ihnen eine Zukunft ermöglicht.» Am besten lasse man die Kommunen eigene Angebote finden für den Naturschutz, und wenn das funktioniere, springe der Funken auf die anderen über: «Das ist das Geheimnis von Lewa.»

Ähnlich sieht es Ian Craig als Gründer: Zentral sei der Einbezug der Dörfer und Gemeinden, auf deren Land sein «Northern Rangelands Trust» die Wildtiere schützt. Lewa hat etwa die Fläche des Kantons Zug; mit all den privaten und kommunalen Kleinreservaten zusammen, die rundherum hinzugekommen sind, ist das Gebiet aber grösser als die Schweiz. Auch diverse andere Parks im Land hat das Modell laut Craig inspiriert. Und Kenya, dessen Wildleben mittlerweile zu über zwei Dritteln in Naturparks und Reservaten angesiedelt ist, habe nun Vorbildcharakter für ganz Afrika bezüglich Balance zwischen Artenschutz und Bedürfnissen der Menschen.

Ein Fokus auf Bildung

Craig, eine zugängliche Mischung aus gut gealtertem Indiana Jones und Patron alter Schule, wurde 2016 von Queen Elizabeth II. für seine Verdienste ausgezeichnet und ist im fortgeschrittenen Alter noch immer die prägende Figur des Projekts. Doch birgt dieses nicht auch so manche Paradoxie? Einst wurde hier wohl im Einklang mit der Natur gelebt, dann brachte der Kolonialismus vieles aus dem Lot, und nun sucht man unter Federführung von Weissen, das Gleichgewicht wiederzufinden. Ian Craig reagiert im Gespräch leicht ungehalten auf Gedankengänge dieser Art: «Sicher, mein Grossvater kam als Kolonialist her, soll ich mich deswegen schuldig fühlen?» Ob Schwarz oder Weiss, spiele heute in Kenya überhaupt keine Rolle mehr, anders als etwa in Namibia oder Südafrika. Etwas kritischer sieht das im Gespräch eine dunkelhäutige Einheimische in guter Position: «Wenn Weisse nach Afrika kommen, sind sie Experten, auf umgekehrtem Weg sind’s Flüchtlinge, Emigranten.» Wenngleich auf dieser Pressereise nur ein beschränkter Kreis an Auskunftspersonen zur Verfügung steht, lässt sich eine starke soziale Komponente des Lewa-Projekts festhalten. Einen nicht zu unterschätzenden Fokus legt man dabei auf das Bildungsangebot in den Schulen – in der Überzeugung, durch Wissen auch Bewusstsein zu fördern.

Der Tourismus ist eine noch wichtigere Einnahmequelle für die Region geworden und steuert auch knapp einen Drittel des grossteils spendenfinanzierten Lewa-Jahresbudgets von rund 7 Millionen Franken bei: Die Handvoll professionell geführter Lodges, meist im Besitz der Gemeinden, erheben eine Taxe von 125 Franken pro Nacht zugunsten des Naturparks. Dieser wirkt keineswegs überlaufen, wir treffen nur alle paar Stunden auf andere Geländewagen. Eine gesetzliche Obergrenze von gut hundert Betten in Lewa beugt dem Massentourismus vor, nebst den hohen Preisen: Für weniger als 1000 Dollar lässt sich kaum übernachten (es sei denn, man darf wie die Journalistengruppe das einfache Gästehaus des Reservates nutzen).

Vor 505 Jahren

Die Vorstellung, in eine völlig unberührte Wildnis einzutauchen, ist inzwischen wie fast überall auf der Welt auch in dieser Landschaft eine Illusion. Der Mensch lenkt nicht nur im Zoo, sondern auch in Lewa, er hat das Reservat eingezäunt, betreibt Empfängnisverhütung bei Löwen, führt etwa im Partnerreservat Sera eine Auffangstation für Elefantenwaisen. Das alles bringt auch Arbeitsplätze für Einheimische wie den 47-jährigen Francis Kobia: Er hat einst die Schule vorzeitig verlassen, da die Eltern kein Geld mehr hatten. Heute ist er der Lewa-Spezialist für Problemelefanten.

Wenn er und andere Wildhüter ihre Methoden beim Identifizieren der Tierindividuen im Reservat darlegen – die Anordnung der Punkte um die Schnurrhaare ist bei Löwen beispielsweise so charakteristisch wie unser Fingerabdruck –, wird auch Alex Rübel im offiziellen Zoo-Hemd mit aufgesticktem Namen zum gelehrigen Schüler.

Am 8. April hätte Rübel Mitglieder der Lewa-Crew samt Ian Craig in Zürich empfangen wollen, zur Eröffnungsfeier für die Savanne. Das Coronavirus hat das zu verhindern gewusst. Aber die Natur denkt ohnehin in grösseren Dimensionen. Als

Botschafter des kenyanischen Originals wird künftig in Zürich so oder so das zweitgrösste Landtier des Planeten fungieren, das vor 505 Jahren als Symbol des europäischen Entdeckergeists galt: 1515 betrat erstmals seit der Römerzeit wieder ein Rhinozeros diesen Kontinent, per Schiff von Indien nach Lissabon gebracht und von Dürers Holzschnitt berühmt und unsterblich gemacht. Zwei Jahrhunderte später wurde 1748 in Zürich eine ebenfalls weitherum bekannte Artgenossin mit dem Übernamen «Jungfer Clara» gegen Entgelt vorgeführt von ihrem niederländischen Besitzer, der mit der vierbeinigen Sensation durch Europa tourte. Nicht nur so etwas bleibt den Dickhäutern heutzutage erspart.

Aus: NZZ 25.04.2020

https://www.nzz.ch/gesellschaft/die-lewa-savanne-des-zoos-zuerich-und-das-original-in-kenya-ld.1553300